

Lesung: Philipper 1,3-11

Evangelium: Johannes 15,7-17

Liebe Schwestern im Maria-Ludwig-Stift, liebe Gäste!
Liebe Schwestern und Brüder!

Vor Jahren gab es im Fernsehen eine Sendereihe, die hieß „Zeugen des Jahrhunderts.“ Da haben verschiedene Menschen im Interview ihre Sicht auf die Zeit ihres Lebens geschildert. Und als „Zeuge des Jahrhunderts“ konnte so mancher Befragte einiges Spannende berichten!

Auch wir blicken heute zurück, wir denken an die vergangenen 100 Jahre, in denen die Maria-Ludwig-Stiftung in Dülmen besteht. Was hat sich seit 1917 alles getan! Allein politisch-gesellschaftlich: Vor 100 Jahren tobte der Erste Weltkrieg, und es gab noch einen deutschen Kaiser. Dann die Wirren der Nachkriegszeit, die schwierigen Jahre der „Weimarer Republik“; der Aufstieg Hitlers und das „Dritte Reich“ mit den schrecklichen Jahren des Zweiten Weltkrieges. Die furchtbare Zerstörung gerade Dülmens bei Kriegsende, als das Maria-Ludwig-Stift der einzige Ort für die Gottesdienste war; die Zeit des Wiederaufbaus; die Entwicklung der jungen Bundesrepublik und das „Wirtschaftswunder“; die Ereignisse nach „68“; die deutsche Einheit; die momentanen weltweiten Turbulenzen und gesellschaftlichen Unsicherheiten.

Rückschau – aber wie?

Im Rückblick auf die letzten 100 Jahre kann man Respekt haben. Denn: Die Anfänge und die ersten Jahrzehnte dieses Zeitraums liegen schon so weit zurück, dass sie nicht einfach unserem persönlichen Zugriff der eigenen Erinnerungen unterliegen. Andererseits aber: Im Rückblick auf die zurückliegenden 100 Jahre gibt es auch viel Selbsterlebtes; viel Vertrautes aus zurückliegenden Jahrzehnten, das ein Teil des eigenen Lebens gewesen ist.

Das klingt irgendwie ganz selbstverständlich. Und doch ist es überhaupt nicht selbstverständlich, aus welchem Blickwinkel wir in die Vergangenheit zurückblicken; aus welcher Perspektive wir das Vergangene beurteilen. Und da gibt es – so finde ich – zwei Extreme,

zwischen denen sich ein Rückblick bewegen kann, auch ein Rückblick auf zurückliegende 100 Jahre.

Das eine Extrem: Es wird alles verklärt. „Früher war alles besser!“ – „Die gute alte Zeit!“ – Man gerät ins Schwärmen. Wir idealisieren die damalige Zeit. Man nennt das: Nostalgie. Und das Heutige wird automatisch abgewertet; das was „heutzutage“ so ist, wird madig gemacht.

Das andere Extrem, das Gegenteil von „Verklärung“: Man könnte von „Verdunkelung“ sprechen. Pauschal wird das Frühere abgewertet, verurteilt, verachtet. „Was war das unmöglich, damals!“ Oder man macht sich lustig: Wie die Leute schon aussahen, auf den Fotos, früher! – Instinktsicher sucht man die dunklen Flecken der Vergangenheit, oder man behauptet sich einfach!

Auch mit der persönlichen Geschichte, mit der eigenen Lebensgeschichte kann man so umgehen: Idealisieren – oder: Dämonisieren. Hinterher trauern – oder: lächerlich machen. Selbstmitleid – oder: Prahlerei. In jedem Fall bleibt letztlich eins zurück: Trauer. Entweder: Trauer, dass alles vorbei ist. Oder: Trauer, dass alles so schlimm war.

Rückschau in Dankbarkeit

Über dem heutigen Tag steht ein anderer Leitgedanke; über dem heutigen Rückblick auf die vergangenen 100 Jahre der Maria-Ludwig-Stiftung liegt ein anderer Akzent, der diese Einseitigkeiten zunächst mal außer Acht lässt – nämlich: der Dank!

Allem, was war, zunächst einmal aus der Perspektive des Dankens zu begegnen: Das ist nicht dasselbe wie alles Gewesene pauschal zu „verklären“. Und das ist auch etwas anderes als zu sagen: „Gott sei Dank haben wir das hinter uns!“

Danken – das Wort ist sprachlich ähnlich wie: sich Gedanken machen. Oder: ein Gedenken begehen, also zum Nachdenken kommen. „Danken“ und „Denken“ liegt nahe beieinander. Denn wer sich mal die Mühe des Nachdenkens macht; wer mal innehält und nachdenkt – der kommt früher oder später dazu zu staunen. Der nimmt im Rückblick auf die Vergangenheit – ohne gleich zu bewerten – erst einmal wahr: So eine Fülle an Eindrücken und Ereignissen! So eine Vielfalt, an diesem Ort, auf dem Boden der Maria-Ludwig-Stiftung. So viele Ordensfrauen

in 100 Jahren, mit ihren je eigenen Glaubens- und Lebenserfahrungen. So viel persönlicher Idealismus – und zugleich so viel Lebensnähe. So viel Spiritualität – und zugleich so viele praktische Bewährung. So viele Begegnungen. So viel Gebet. So viel Anteilnahme an Freud und Leid der Menschen in Dülmen. In 100 Jahren.

„Das wird bald vorbei sein! Wie schade!“ – denken die einen. „Das hat sich längst überlebt! Gut so!“ – denken die anderen. Beide Sichtweisen sind undankbar. Denn beide Sichtweisen sind: gedankenlos. Beiden Sichtweisen muss man entgegenhalten: Welch eine verkürzte Sicht!

Spuren, die nachwirken

Denn sie verkennen: Es wurden doch Spuren gelegt, die verfolgt wurden! Es wurden von Menschen Spuren gelegt, die von anderen Menschen weiter gegangen sind. Bewusst, unbewusst. Es wurde hier ein Samen ausgeworfen, der aufgegangen ist, Wurzeln geschlagen und Früchte getragen hat. Spuren der Begegnung und des Gebetes: Mit naturgesetzmäßiger Sicherheit ziehen sich Kreise, strahlen Kräfte aus, entstehen Wellen, ja Kettenreaktionen. Auch wenn man sie nicht immer sehen und messen kann. Aber es gibt sie: im Verhalten der Menschen; in ihrer Fähigkeit zu vertrauen; in der Sicht auf das Leben. Nichts im Leben bleibt ohne Reaktion und Konsequenz.

Und hier, im Maria-Ludwig-Stift, bei den „Barmherzigen Schwestern“: Spuren und Früchte des Bemühens, Barmherzigkeit zu leben. Das ist ja der Leitgedanke schlechthin der „Barmherzigen Schwestern“. Das steht auf dem Banner am Eingang zu diesem Gelände: „Barmherzigkeit verändert!“

Wir würden sehr klein von uns denken, wir würden sehr klein von Gott denken, wenn all dieser guter Wille, all dieses praktische Engagement spurlos gewesen sein soll! Wenn sich nicht Konsequenzen ergeben hätten! Wenn das gelebte Ideal der Barmherzigkeit nicht Kreise zöge und noch immer zieht – unmerkbar, aber wirksam, nachwirkend bis heute!

Und wir würden sehr klein von uns denken, wir würden sehr klein von Gott denken, wenn wir glaubten, dass diese Spuren im Nichts versanden sollten. Das irgendwann nichts mehr weiter geht. Dass es einfach „vorbei“ sein wird.

Der heilige Paulus, den wir soeben in der Lesung hörten, zieht da in seiner Rückschau gegenüber den Philippnern ganz andere Schlüsse: „Ich vertraue darauf, dass er, der bei euch das gute Werk begonnen hat, es auch vollenden wird bis zum Tag Christi Jesu.“

Was Paulus meint und auch uns zuruft: Da hat noch ein ganz anderer seine Hand mit im Spiel! Da ist gutes Wirken von Menschen immer auch motiviert und geführt und begleitet – von Gott!

Noch deutlicher sagt dies Jesus im Evangelium: „Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt!“ Gott selbst ist es, der durch die Menschen handelt. Christus selbst wirkt durch seine Jünger, durch seine Gemeinde, durch eine Kongregation, durch uns.

„Barmherzigkeit verändert“

Das auszusprechen und anzuerkennen – das macht selbstbewusst und demütig zugleich. Natürlich wird es neue Formen geben. Aber wir sollen und dürfen vertrauen, dass sich die Botschaft von der Barmherzigkeit auch künftig Gehör verschaffen wird.

Denn eines ist sicher: Unsere Welt braucht diese Botschaft so dringend! Diese Welt benötigt so dringend den Zuspruch Gottes, sein „Ja“ zur Welt, seine Einladung zur Barmherzigkeit. Diese Welt, diese Gesellschaft: Sie ergötzt sich tagtäglich im „Nein“; in der Erbarmungslosigkeit; in der Entwertung und Demütigung des Nächsten; in der ständigen Skandalisierung und Empörung gegen alles Mögliche. Diese Welt braucht heute und in Zukunft „Bannerträger“, die sich wie die „Barmherzigen Schwestern“ auf die Fahnen schreiben: „Barmherzigkeit verändert!“

Auch wenn es neue und andere Weisen gibt, als „Barmherzige Schwestern“ und Brüder diesen Weg zu gehen – als nur in einer bestimmten Form einer Kongregation. Wer sich auch nur ein bißchen in der Geschichte auskennt: Es gab immer wieder – ganz unerwartet – neue Aufbrüche in der Kirche. Wer wüsste das besser als eine Clemensschwester? Was hat die Gemeinschaft seit ihrer Gründung (1808) alles durchlebt? Denken wir an die schweren Anfänge in Zeiten der Cholera; als so viele kirchliche und soziale Strukturen zerbrochen waren. Denken wir an die Probleme der jungen Gemeinschaft, der frühe Tod der ersten Oberin Maria Alberti (die übrigens vor 250 Jahren –

1767 – geboren wurde). Oder das Jahr 1943, als bei einer Konferenz in Münster bei einem Bombenangriff fast sämtliche Oberinnen gleichzeitig ums Leben kamen!

Und immer ging es weiter. Immer hat der Herr seine Kirche herausgeführt! Und das gilt auch für die Zukunft. Für neue Aufbrüche: Und dann wird das Wirken derer, die vorher waren, nicht sinnlos sein, sondern – wie Paulus an die Philipper schreibt – „vollendet“!

Wir müssen im Rückblick auf die vergangenen 100 Jahre nicht alles verklären und auch nicht alles verdammen. Wir müssen nichts idealisieren und auch nicht lamentieren. Sondern wir dürfen zunächst einmal Dank sagen – für alles. Wirklich für alles! Denn: Sowohl Gutes als auch Schweres kann uns im Leben weiterbringen. Sowohl großzügige Bestätigung als auch schmerzhaftes Ratlosigkeit kann uns reifen lassen. Sowohl der begeisterte Applaus unserer Umgebung als auch die Herausforderung durch Sorgen können Zeilen sein, auf denen Gott schreibt. Spuren, auf denen seine Barmherzigkeit sich mitteilen, ja entdeckt werden möchte.

In diesem Sinne gilt das Wort von Dag Hammarsköld, das über dem heutigen Jubiläum steht: „Dem Vergangenen: Dank! Dem kommenden: Ja!“

Amen.